

Einige Bilder aus dem estnischen Kirchenleben

Sven Danell, Verfasser des Buches „Guldstrand“, dem nachfolgende Texte entnommen sind, wurde am 25. November 1903 in Uppsala geboren. Sein Vater, Hjalmar Danell, war Professor der Theologie in Göteborg, Uppsala und Lund und Bischof von Skara. Sein Sohn Sven, nach seinem Studium in Uppsala mit 25 Jahren cand. theol., wurde 1928 Pastor einer Gemeinde im Bezirk Skara. 1930 fragte Erzbischof Nathan Söderblom ihn, ob er bereit wäre, Pastorsadjunkt auf Nuckö in Estland zu werden. Das Kirchspiel Nuckö umfaßte die Gemeinden Paschlep, Sutlep und Rickholtz mit insgesamt 4 400 Einwohnern. Von diesen waren ca. 2 700 Schweden und 1 700 Esten. Auf den gleichnamigen Restgütern bewirtschafteten die früher deutschen Besitzer mehrere ihrer ihnen zugeteilten „Parzellen“. So hatte der Pastor in drei Sprachen zu predigen und zu arbeiten, was dem sehr sprachbegabten Danell in kurzer Zeit glänzend gelang.

Das Kirchspiel lag geographisch an der Westküste Estlands, an der Hapsaler Bucht und der offenen Ostsee. Danell versorgte schließlich auch Schweden, die versprengt im Lande und auf den Inseln wohnten. Nach zweijähriger Tätigkeit als Adjunkt fiel ihm das Pfarramt ganz zu. 1937 mußte er nach Schweden zurückkehren, da die Behörden ihm die Arbeiterlaubnis als Ausländer entzogen. Nach zwei Jahren in einer Gemeinde in Schweden wurde er Direktor des Diakonissenhauses in Stockholm, Ersta genannt. Gleichzeitig wurde er zum Hofprediger berufen.

Seine ganze Liebe und seine Dienstbereitschaft galt der Diakonie. Er wurde Vorsitzender der Diakonie der schwedischen Kirche und widmete sich u. a. dem großzügigen Umbau der Diakonieanlagen „Stora-Skönda“. Dort entstand eine moderne Siedlung für Rentner, wo auch er seine letzten Jahre als Emeritus verbrachte. Er blieb jedoch nicht untätig, sondern predigte als Evangelist an vielen Orten Schwedens und Finnlands. U. a. setzte er sich für das Bekanntwerden des „Turner Grabtuches“, dessen Echtheit er vertrat, ein und veröffentlichte dazu ein Buch.

In mehreren Nachrufen wurde sein Wirken als Pfarrer, Lehrer und Schriftsteller gewürdigt: „Ein Mann von ungewöhnlicher Tiefe des Geistes, von Generosität und starkem Engagement in den ewigen Fragen der Menschheit.“ „Danell gehörte nicht zu den Gelehrten unter den Bischöfen. Er war kein Mann der Wissenschaft, aber er besaß ungewöhnlich große Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten. ... Diese nutzte er in meisterlicher Art in seiner Verkündigung und in seinen Schriften. ... Sein Stil war meisterhaft. Viele Sachkundige haben ihn einen Künstler des Wortes genannt.“ „Während seiner Zeit auf Nuckö lernte er Estland lieben. Alles in seiner Umgebung war mehr oder weniger grau, ärmlich und alltäglich, aber er fand, was man mit ‚Gold im Menschenherzen‘ bezeichnen kann. Darüber schrieb er in seinem Buch ‚Guldstrand‘. Für das Volk der Esten hat er sein Leben lang gekämpft und hat sich in diesem Kampf mutig und kühn

erwiesen, hat es gewagt, die schwedischen Behörden und die Behandlung der Esten von Seiten der Sowjets scharf zu kritisieren. Auch in anderen Zusammenhängen hat er Mut bewiesen, wenn er von der Richtigkeit und Gerechtigkeit einer Angelegenheit überzeugt war.“

Ein Amtsbruder schreibt: „Sven Danell, eine Prophetengestalt unserer Kirche, einer, der es wagte, die Wahrheit zu sagen, zweifellos einer der bedeutendsten Prediger unserer Kirche. Seine Predigten verband er mit Situationen des täglichen Lebens und konnte so den Menschen näherkommen. Er scheute sich nicht, drastische Ausdrücke und malerische Bilder anzuwenden. ... Seine Verkündigung war zentral biblisch und alle drei Artikel des Glaubensbekenntnisses kamen zu ihrem Recht.

Seiner Botschaft fehlte nicht der eschatologische Zug und die Botschaft vom ewigen Leben. Danell lebte in der Gewißheit des Endes aller Zeiten. Er war ein ‚stiller Redner‘, natürlich und nachdenklich hielt er seine Predigten, aber diese Stille war vereint mit Kraft und Gefühl. Als Seelsorger hat Danell vielen viel bedeutet, insbesondere als Bischof seiner Pastoren. Er wurde überlaufen von schriftlich oder telefonisch ratsuchenden Menschen. Er besaß die Gabe des Zuhörens.“

Am 18. Januar 1981 wurde Bischof Sven Danell aus diesem Leben abgerufen.

Der folgende Abschnitt erscheint mit Erlaubnis seiner Kinder in der Übersetzung von Irmgard Baronin Girard de Soucanton (1920–1990).

Mit dem Erscheinen in deutscher Sprache erfüllen wir einen Wunsch des Verfassers.

Gustav Baron Girard de Soucanton

Der Typus des estlandschwedischen Christentums war im großen Ganzen unkirchlich. Erst bei meinen estnischen Gemeindegliedern entdeckte ich etwas, das Kirchenfrömmigkeit genannt werden konnte. Diese war verwandt mit dem wortkargen, unsentimentalen, tatkräftigen Christentum, das man in schwedischen Gemeinden finden kann, aber andererseits so ausgeprägt, daß es Anlaß zu einem besonderen Kapitel gibt.

Zum ersten Mal sah ich mich einem Beispiel estnischer Kirchenfrömmigkeit gegenüber, als ich mich auf einer meiner ersten Radfahrten in östlicher Richtung befand, um Wichterpal kennenzulernen. Unterwegs kam ich an der kleinen schönen Kapelle von Nõwwa (Nõva) vorbei. Ein Beerdigungsgefolge hielt draußen vor dem Kirchhofstor. Man wollte wohl die Leiche beerdigen und den Pastor später das Grab segnen lassen. Da es bei solchen Begräbnissen in der Schwedengegend üblich war, die Glocken läuten zu lassen, vermutete ich, daß es auch hier so sein würde und daß man den Schlüssel bei sich haben würde, um in den Turm zu gelangen und zu läuten. Ich ging also zum Trauerzug und fragte, ob man wohl hineingehen und die Kirche ansehen könne. Ja, das ginge wohl. Ein großer Bauer in Wasserstiefeln, einer dieses riesenhaften Typs, den man öfter in Nordostland antraf, öffnete die Tür für mich und ging mit mir hinein. Wie es

unsere schwedische Sitte gebot, stand ich an der Schwelle und beugte mich einige Augenblicke in stillem Gebet für die Gemeinde Nõwwa und das hier verkündete Wort Gottes. Beiläufig hörte ich, daß die Wasserstiefel unterdessen den ganzen Mittelgang nach vorne stapften. Aber als ich den Kopf hob, sah ich den Riesen an der Altarrundung knien, wo er in einem recht langen Gebet blieb. Das würde kein Nucköbauer und noch weniger ein Schwede getan haben. Hier war also einer, der des Herrn Haus als einen heiligen Raum achtete.

Aus unserem folgenden Gespräch ging nicht hervor, daß der Mann auf irgendeine Art besonders religiös war. Er schien ein ganz normaler Mensch zu sein, wahrscheinlich ein durchschnittlicher Vertreter der Esten, die ihre Kirche besuchten. Und die estnischen Kirchgänger hatten nicht die Kunst verlernt, ihre Knie zu beugen. Als Pastor in Schweden kann man allzu oft eine unglückliche Miene bei dem Bräutigam sehen, wenn er bei der Trauung zum ersten Mal seit seiner Konfirmation die Knie beugen soll. Er weiß kaum, wie man das macht. Und der Gesellschaftsanzug unserer modernen Zeit mit seinen messerscharfen Bügelfalten an den Hosen scheint ja auch nur für Männer zu sein, die ihre Knie nicht beugen. Ein estnischer Pastor fragte mich einmal, ob es wahr sei, daß die Schweden in ihrer Kirche bequem zurückgelehnt in ihren Bänken säßen, wenn sie beteten. Und ich konnte nicht bestreiten, daß die Haltung in der Kirche manchmal mehr an eine Reise im Abteil 1. Klasse erinnert als an die Bemühungen auf dem schmalen Weg.

Saß man rechtzeitig vor dem Eingangsläuten in einer estnischen Kirche, so sah man Gottesdienstbesucher, die einer nach dem anderen hereinkamen, eine Weile knieten, bevor sie sich in den Bänken zurechtsetzten. War es eng zwischen den Bänken, so kniete man draußen im Gang, immer mit dem Gesicht zum Altar. Nur im schwedischen Gebiet konnte man den seltsamen Brauch sehen, beim Gebet Christi Bild den Rücken zuzuwenden.

Ich erinnere mich an eine alte Großmutter, die mit ihren zwei kleinen Enkeln in die Kirche von Kreutz kam. Ich sehe sie vor mir, wie sie im Gang kniete, eingehüllt in einen großen hausgewebten Wollschal, der sie wie ein großes graues Huhn aussehen ließ. Sie zog ihre Kleinen zu sich heran, die ein bißchen abseits standen, all die Herrlichkeiten der Kirche anstarrend, und drückte sie neben sich auch hinunter auf die Knie. So falteten sie alle drei ihre Hände, die Köpfe waren gebeugt, die Augen geschlossen. Küken unter den Flügeln einer Henne könnten nur eine Ahnung von der Stille und Ruhe geben, die sich auf dem Gesicht der betenden Kinder spiegelten.

Bei der Beichte, die ihren Platz am Anfang des Hauptgottesdienstes hatte, traten die Abendmahlsgäste des Tages nach vorn in den Chor und knieten während des Sündenbekenntnisses auf dem Steinfußboden. Die Knienden sangen das „Herr, erbarme Dich“. Der Pastor fragte sie, ob ihr Bekenntnis aufrichtig sei, und alle antworteten mit einem aufrichtigen „ja“. Dann wurde die Absolution ausgesprochen und mit dem Kreuzeszeichen und Friedenswunsch besiegelt. Danach erhoben sich die Kommunikanten und gingen auf ihre Plätze zurück.

Man bestand darauf, daß eine ernstliche Selbstprüfung dem Abendmahlsgang vorausgehen habe. Bei einigen altväterlichen Frommen meinte man auch „Fasten und leibliche Vorbereitung“ beachten zu müssen, welches nach Luther zu einer „äußerlichen Anständigkeit“ gehört. Ich erlebte dies an einem Sonntagmorgen bei meinem Amtsbruder Pohlamets in Pönal (Lääne Nigula). Am Frühstückstisch saß außer uns beiden Pastor Pohlamets Mutter, die die Hausherrin war. Sie war eine einfache, gottesfürchtige estnische Bäuerin. Viel wurde bei Tisch nicht gesprochen, denn alle empfanden die Feiertagsstimmung. Hin und wieder bat uns die Wirtin, etwas zu nehmen, aber selbst aß sie nicht einen Bissen. „Wird die Mutter heute nicht essen?“, fragte schließlich der Sohn. „Ich gedenke, an den Tisch des Herrn zu gehen“, war die leise, etwas verschämte Antwort.

In Nuckö hielt einmal der estnische Propst Harald Põld Abendmahlsgottesdienst als Abschluß einer estnischen Gemeindefeier. Ich war mit am Altar. Põld ging mit dem Brot voran, ich folgte mit dem Kelch. Nach estnischer Sitte teilten wir die lange Austeilungsformel, so daß jeder Abendmahlsgast ein paar Worte erhielt. „Nimm und iß – das ist der wahre Leib des Herrn Jesus Christus – für euch gegeben – zur Vergebung der Sünden – das stärke und bewahre euch – im rechten Glauben – zum ewigen Leben“. Dunkelmann, der nun einmal nicht pünktlich sein konnte, war zu spät zur Beichte gekommen, aber hatte der Predigt beigewohnt und kam nun mit den übrigen Abendmahlsgästen nach vorn zum Altar. In dieser Runde sprach Propst Põld etwas mehr Worte als gewöhnlich zu jedem Abendmahlsgast, so daß er genau vor Dunkelmann endete. Ich erschrak fast, als er nun, statt von neuem mit den Austeilungsworten zu beginnen, den Knienden mit einer Stimme, die man durch die ganze Kirche hörte, fragte: „Bekennst du, ein Sünder zu sein?“ Dunkelmann antwortete ein lautes und deutliches „Ja“. Nun wurde sofort das Abendmahlsbrot mit den üblichen Worten gereicht.

Später fragte ich Põld, ob er es immer so mache, wenn jemand ohne Beichte zum Abendmahl käme. Ja, antwortete er, und einmal habe es sich als unbedingt notwendig erwiesen. Es war in seiner eigenen Gemeinde

vorgekommen, daß eine junge Frau von überspanntem Charakter zum Abendmahl gekommen war, ohne an der Beichte teilgenommen zu haben. Auf die Frage des Propstes, ob sie bekenne, eine Sünderin zu sein, hatte sie geantwortet: „Nein“. Sie betrachtete sich als sündenfrei. Daß er bei der Austeilung an ihr vorüberging, war selbstverständlich. Denn an des Herrn Tisch gilt: „Nur für Sünder“.

Harald Pöld war eine inbrünstige Seele. Es soll hier nicht behauptet werden, daß seine Verfahrensweise die übliche in Estland war. Aber dessen ungeachtet kann man von den estnischen Abendmahlsbräuchen sagen, daß sie heilsam unbequem für Leib und Seele waren. Die persönliche Schuld und persönliche Antwort der Abendmahlsgäste waren eingeschärft. Vielleicht lag es daran, daß die Freude des Abendmahls oft auch in den Chorälen volltönig zum Ausdruck kam. Wo Vergebung der Sünden ist, da ist ja Leben und Seligkeit.

Der gleiche Nachdruck auf die persönliche Antwort kennzeichnete das Taufritual, da nach dem Glaubensbekenntnis und vor dem Begießen mit Wasser folgende Frage an die Paten gestellt wurde: „Kristeliga faddrar! Viljen J att detta barn skall på denna allraheligaste tro döpt varda och av Kristi kyrkas nådegåvor delaktigt bliva?“

„Christliche Paten! Wollt Ihr, daß dieses Kind auf den allerheiligsten Glauben getauft und teilhaftig werde der Gnadengaben der christlichen Kirche?“

Erst nach dem „ja“ der Paten wurde das Kind getauft. Man konnte gut im Anschluß an solch ein Ritual mit den Paten über ihre Verantwortung für die Patenkinder sprechen.

Nirgends in der Christenheit blüht wohl die Osterfreude so stark wie in der griechisch-orthodoxen Kirche, und einen Hauch von dieser Freude konnte man auch bei den Evangelischen beobachten. An äußerlichen Osterbräuchen gab es nicht so viele bei der armen Landbevölkerung. Weidenzweige mit Federbüscheln wurden auf Nucköschwedisch „palmar“ (Palmen) genannt, ein Symbol, das wohl früher verwendet wurde, um die Festlichkeit bei der Kirchenprozession am Palmsonntag zu erhöhen. Aber nicht einer erinnerte sich, daß es diese Sitte noch gegeben habe. Stadtleute aßen Ostern die russische „passa“ (Pas'cha), eine süße Zubereitung von „tvorog“ (einer Art gekochter Sauermilch), Eiern, Kognac und Zucker, aber auf dem Lande waren nur meistens Süßbrot (Seppik) und Kartoffelsuppe die vornehmsten Festtagsessen. Nicht selten indes geschah es, daß man von der östlichen Schwesterkirche etwas entlehnte, das viel mehr wert war: den urchristlichen Ostergruß. Die Russen sagen: „Christós voskrjése“, und auch die anderen Volksgruppen pflegten sich wohl meistens in

dieser Form zu grüßen. Aber zum ersten Mal hörte ich den Gruß bei reinen Schweden. Ich vergesse das niemals. Es war an einem frühen Ostermorgen. Ich war gegen sieben Uhr mit Pferd und Wagen von Birkas abgefahren, auf dem Weg zum Gottesdienst in der Roslepschen Kapelle, zwei Meilen nördlich. Es war kalt und klar. Die Dörfer lagen still da, aber Rauch stieg auf aus einigen Schornsteinen, und ein Hahn krächte. Es hatte Nachtfrost gegeben, und die Räder schnitten hin und wieder in dünnes Eis, das wie spröde Glasglocken klang, wenn es zerbrach. Kein Mensch war zu sehen, bis ein alter Mann an einer Wegbiegung auftauchte. Er kam näher, und als er mich traf, rief er laut auf schwedisch: „Kristus är uppstånden!“ Ich war so überrumpelt, daß ich in der Eile nicht dazu kam zu antworten: „Han är sannerligen uppstånden“ (Er ist wahrhaftig auferstanden!). Aber der unbekannte Alte hatte mir seitdem viele Jahre hindurch geholfen, Ostern zu feiern.

Die Esten, wie überhaupt die Völker östlich der Ostsee, stehen in vieler Hinsicht dem fernen Morgenland näher als wir Skandinavier. Das mag der Grund sein, warum ihnen die biblische Ausdrucksweise so viel näher lag. Das betraf schon die Art, sich zu grüßen. Wenn Jesus im 10. Kapitel des Lukas-Evangeliums den ausgesandten Jüngern verbietet, jemand auf dem Weg zu grüßen, geschieht dies wohl in zeitsparender Absicht. Denn in Palästina sich zu begrüßen, dürfte wohl bedeutet haben, sich Zeit zu nehmen für ausführliche und den Umständen entsprechende gute Wünsche und Segenswünsche gegenüber dem Betreffenden selbst, seiner Frau, seinen Kindern, Kamelen und Eseln. Nach den Schilderungen von Reisenden geschieht das in Palästina auch heute noch so. Wenn ein Araber an einem Landsmann vorbeigeht, der mit irgendeiner Arbeit beschäftigt ist, sagt er: „Allah gebe dir Kraft!“ und der andere antwortet: „Ich habe Kraft erhalten“. In Estland sagt man in solchem Fall: „Jõudu tööle!“ (Kraft zur Arbeit), worauf geantwortet wurde, bescheidener als in der arabischen Version: „Tänan, jõudu tarvis!“ (Danke, Kraft braucht man!). – Kam man in die Stube, wo die Familie am Tisch saß, sagte man: „Jätku leiba!“ (Möge das Brot ausreichen!) und die Hausleute antworteten: „Tänan, jätku tarvis!“ (Danke, das braucht man!). An einem Sommertag, als ich mir eine Ruhepause in einer Hängematte gönnte, kam ein Gemeindeglied mit irgendeinem Anliegen zu mir. Sein Gruß war: „God sommarvila“ (Gute Sommerruhe). So entsprach der Gruß dem Augenblick. Man konnte nicht gedankenlos grüßen, man war gezwungen, etwas in seine Worte hineinzulegen. Besonders betraf dies die Abschiedsgrüße, bei Nucköschweden und Esten gleich blumenreich: „Jumalaga jätta“, d. h. „lämna i sällskap med Gud“ (reise in Gemeinschaft mit Gott), und bei den Frommen stand die

Wahrheit hinter dem Wort. War das Wetter schlecht und die Nacht dunkel, wünschte man dem heimkehrenden Pastor vor allem, daß er glücklich nach Hause käme, weiter gute Gesundheit und danach in wechselnden und konkreten Ausdrücken alles denkbar Gute für das, was gerade nötig war. Aus meiner Verlobungszeit erinnere ich mich, wie mir eine nucköschwedische Frau u. a. wünschte: „Viel Glück mit der Braut!“ Bei älteren Schweden konnte man auch den schönen Abschiedsgruß „Gott segne dich“ hören.

All dies war nahe verwandt mit einem Abschied, wie wir davon in der Bibel lesen, z. B. wenn Rebekka ihr Elternhaus verläßt. Die Worte, die ausgesprochen wurden, verrieten oft ein bemerkenswertes Einfühlen in die Schwierigkeiten und Bedürfnisse des Nächsten und eine liebevolle Erfindungsgabe, wenn es galt, ihn zu erfreuen.

Zur biblischen Sitte gehört auch der Brauch, „Kuß zu grüßen“ (II Kor 13,12), der Gruß, den ein alter Schwede in Höbring mir bei meiner ersten Predigt da zukommen ließ. Mir gegenüber wurde sonst dieser Gruß in Nuckö nicht angewendet, denn da ich Fußball mit den Jungen spielte und Pfeife rauchte, rechnete ich nicht zu den richtig „Gläubigen“. Aber oft sah ich, wie in den Dörfern fromme Männer einander oder den estnischen Pastor küßten. Bei einer Amtseinführung des Pastors in einer Nachbargemeinde gingen der Bischof und wir Assistenten einer nach dem anderen zu dem Neueingeführten, der vor dem Altar stand, und küßten ihn angesichts der ganzen Gemeinde.

Ein oft vorkommendes Moment in Kirche oder Haus war das Weihen verschiedener Art. Wenn z. B. „Naiskodukaitse“ (ungefähr: Mädchenverein) im Ort eine Standarte genäht hatte, sollte sie selbstverständlich vom Pastor geweiht werden, bevor sie in Gebrauch genommen wurde. Manchmal fand die Weihe in der Kirche statt, manchmal an anderem Ort. Hatte ein Bauer ein neues Wohnhaus gebaut, wurde der Pastor gerufen, um es einzuweihen. Als mein Amtsbruder in Pönal (Lääne Nigula) mit Hilfe der Polizei sein gestohlenen Silberkreuz wiederbekommen hatte, das zur Pastorentracht gehörte und beim Gottesdienst getragen wurde, ließ er mich eine kleine Wiederweihe des Kreuzes vornehmen, bevor es wieder in heiligen Gebrauch genommen wurde. Und danach hing es dann wieder an seinem Hals vor der Gemeinde. In Nuckö, wo der sog. „rootsi usk“ eine gewisse negative Einstellung gegenüber äußerlichen Sitten hervorgerufen hatte, war die Weihe unter den Schweden ganz außer Gebrauch gekommen und relativ selten geworden unter den Esten. Aber der Kommunalsekretär, der Dagöer war, lud mich schon Jahre im voraus ein, wenn es an der Zeit wäre, sein Haus einzuweihen, das er sich in seinem Heimatort baute. Dunkelmann sagte mir eines Tages, als sei es die natürlichste Sache von der

Welt, daß er am folgenden Tag die neue Genossenschaftsmeierei in Nõwa (Nõva) einweihen werde, und als ich fragte, wie das geschehen solle, antwortete er etwas erstaunt: „Mit Gottes Wort und Gebet natürlich“.

Bei einem Pastorentreffen, an dem ich teilnahm, waren die Weihungen Diskussionsthema. Das Problem war, was vernünftigerweise unter Gebet eingeweiht werden könne und was nicht. Ein fraglicher Fall ereignete sich, als eine große neu angelegte Zigarrenfabrik in Reval den Primas der Kirche einlud, um die Einweihung zu vollziehen. Das Rauchen wurde in den pietistischen Kreisen sehr verurteilt, die in vieler Hinsicht den Kern der Kirche ausmachten. Der Bischof löste das Problem, indem er selbst ablehnte, aber einen Propst an seiner Stelle hinschickte. Ein wachsamer Kameramann paßte auf, um ein Bild zu bekommen, wie der Propst nach vollzogenem Weiheakt eine der guten Zigarren der Fabrik anzündete, und die Szene ging im Land herum zur unterschiedlichen Erbauung für Fromme und Nichtfromme.

Keine Bedenken gab es dagegen, als die estnische Alkoholschmugglerflotte in eine ehrliche Handhabung übergehen sollte. Estland, die Kartoffelrepublik, hatte es schwer, seine Kartoffeln unterzubringen, und war genötigt, ansehnliche Mengen in Branntwein umzuwandeln. Da Rußland nicht länger selbstverständlicher Abnehmer von Wodka war, war der estnische Alkoholschmuggel lange ein Problem, u. a. für die schwedischen Zollbehörden. Aber man schmuggelte auch in das eigene Land hinein. Der Alkohol, der auf dem Binnenmarkt verkauft wurde, war nämlich mit Verbrauchssteuer belegt, und die Schmuggler waren darum auf die Idee gekommen, sich außerhalb von Estlands Territorialgrenze zu legen und mit kleinen Booten Exportalkohol ins Land einzuführen, der mit großem Gewinn verkauft werden konnte.

Es dauerte lange, bis die estnischen Behörden fest zupackten, um mit beiden Arten von Schmuggel Schluß zu machen, aber als es dann geschah, mußte man der Schmugglerflotte auch ein anderes Gewerbe ermöglichen. So begann der estnische Heringsfang bei Island. Und nicht nur, als die Islandflotte zum ersten Mal hinausfuhr zu ihrer mühsamen und gefährvollen Aufgabe, sondern jedes Jahr wurde seitdem im Hafen ein Gottesdienst mit allen Bootsbesatzungen gehalten.

Wenn das Weihen auch, wie ich vermute, auf den Einfluß der griechisch-orthodoxen Kirche zurückging, gab es andererseits im estnischen Kirchenleben einen anderen kirchlichen Zug. Die tragende Strömung war hierbei die herrnhutische Erweckung. Nach Karls XII. Tod begann, wie bekannt, der österreichische Kaiser, der von dem schwedischen König zu einer kurzen, aber notgedrungenen Toleranz gegenüber seinen evange-

lischen Untertanen veranlaßt worden war, von neuem, diese zu verfolgen. Ein Graf Zinzendorf auf der deutschen Seite der Grenze öffnete sein Gut Herrnhut als Freistatt für die Flüchtlinge, die dorthin strömten, und die Erweckung, die von hier ausging, hatte sich während der zweihundert Jahre seitdem zu unermeßlichem Segen weiterentwickelt. Nach Estland kam die Herrnhuter Erweckung bemerkenswerterweise sehr früh im 18. Jahrhundert und bestand noch im 20. Jahrhundert mit ungebrochener Kraft. „Palveennad“ (Betbrüder) wurden die Anhänger dieser Richtung in den Gemeinden genannt, und es ist schwer zu sagen, was von der volkstümlichen Frömmigkeit noch übriggeblieben wäre, wenn sie nicht gewesen wären. Auf viele Weise machten sie den Kern der Kirche aus. Nicht selten waren einige tüchtige Betbrüder Wortführer in den örtlichen Religionsdebatten gegenüber Atheisten und Schwarmgeistern. Was dabei am besten war, sie besuchten den Gottesdienst am Sonntagvormittag und am Nachmittag den Pastor in seinem Bethaus. Andererseits konnten sie auch zum Separatismus tendieren. Man kann mit gewisser Berechtigung sagen, daß sie für Estlands Kirche ungefähr das waren, was die „Evangeliska Fosterlandsstiftelsen“ (Evangelische Vaterlandsstiftung) für die schwedische Kirche, doch mit dem Unterschied, daß die Bedeutung der Herrnhuter in Estland größer war als die der Vaterlandsstiftung bei uns.

Es gibt verschiedene kleine Charakterzüge, bei denen man etwas verweilen sollte, um ein einigermaßen konkretes Bild vom estnischen Kirchen- und Gottesdienstleben zu geben. Bei einem Todesfall schenkte das Trauerhaus oft Kerzen für einen der Kronleuchter in der Kirche, was vielleicht am Jahrestag des Todesfalls wiederholt wurde. Und der Pastor sagte bei den Abkündigungen von der Kanzel: „Die Kerzen in unserem vordersten Kronleuchter brennen heute zum Gedenken an ...“ Im Schwedengebiet sang man stattdessen einen Choral, stehend und ohne Orgelbegleitung. Von meiner Zeit an war das immer und unwandelbar: „Alles, was auf Erden wir besitzen ...“ Bis dahin war dieser Choral nur bei denen gesungen worden, die, wie man meinte, ein seliges Hinscheiden gehabt hatten, während man für die übrigen sang: „Gott, lehre mich doch bedenken ...“

Während der Predigt geschah es oft, daß jemand sich plötzlich erhob und eine Weile stehen blieb. Das war ein Zeichen dafür, daß er mit ganzem Herzen dabei war und kein Wort verlieren wollte. Meine Mutter erzählte, als sie das in Nuckö sah, daß dies in ihrer Kindheit auch in einem anderen Ort Brauch gewesen sei.

Zur gottesdienstlichen Freude und Feierlichkeit trug vor allem der Gesang bei. Äußerlich war sonst ein estnischer Gottesdienst spartanisch einfach, wenigstens auf dem Lande: wenig Farbe in der Altarbekleidung,

selten Blumen, der Pastor schwarz in seinem Lutherrock und Baret, die Kirche gewöhnlich ungeheizt und im Winter so kalt, daß der Gesang wie ein Rauch aus aller Munde kam und der Fußboden, wenn die Gemeinde gegangen war, zwei dunkle, feuchte Flecké von jedem Paar Füße hatte. Der eine oder andere fand, daß das so sein müsse. Mein Freund Dunkelmann konnte in einer Predigt sagen: „Warum sitzen wir hier und frieren, wenn die Freireligiösen es warm und gut und bequem in ihren Bethäusern haben? Ja, wir wollen festhalten an dem rechten biblischen Glauben.“ Und als ich Heizöfen in der Roslepschen Kapelle installierte, sagte der alte Major von Barlöwen auf Gut Rickholtz: „Tun Sie das nicht, Pastor; vergessen Sie nicht, wenn man friert, so hört man viel besser zu.“

Aber in Fragen des Gesanges wurde keine Askese geübt. Vielleicht war der schwedische Gemeindegesang in der Roslepschen Kapelle der mächtigste, den ich je gehört hatte, aber viele estnische Gemeinden sangen in dem gleichen Geist. Eine estnische Kirchengemeinde sang gewöhnlich zwei- oder mehrstimmig. Die Musikkultur war überhaupt höher als in Schweden und der Sinn für Harmonie gut entwickelt. Die Melodien in Punschels Choralbuch waren so hoch gesetzt, daß die meisten Männer Schwierigkeiten hatten, der Melodiestimme zu folgen, was ja auch nicht beabsichtigt war. Zum Ausgleich erklangen die hellen Soprane in all ihrer Schönheit, und der Baß war in melodischen Verläufen arrangiert, die die Männer zum Gesang verlockten. Ich habe manchmal in Schweden die Ansicht gehört, daß mehrstimmiger Gesang eine Sache sei, die geschulte Stimmen und geübten Chören vorbehalten bleiben sollte. Das ist falsch. Luther schuf die evangelischen Choräle in der Absicht, daß sie vierstimmig von der ganzen Gemeinde gesungen werden sollten. Und der, der einmal einen solchen kunstlosen aber reinen mehrstimmigen Gemeindegesang gehört hat, dürfte schwerlich eine Verbeugung verweigern vor der Kraft und der Freude, die daraus spricht. Sehr bedeutsam war, daß die Männer sich nicht darum zu drücken brauchten, am Gesang teilzunehmen, aus Angst, nicht zu den hohen Tönen hinaufzukommen. Der einfache, ungeschulte Bauer fühlte sich ganz in seinem Element, wenn er den Baß ertönen ließ:

„Mal hoch, mal tief, wie man zuweilen hört,
wenn Kirchenälteste im Chore singen.
Er stand wie für den ganzen Väterstamm
und trillerte lang' auf der Beter Amen.
So sang er mit Andacht und mächtigem Klang,
wie eines Ackermannes Sohn zu dem Gott der Äcker.“

Wenn ich hiervon erzähle, fällt mir ein, wie erstaunt ich war, als ich zum ersten Mal in einer estlandschwedischen Konfirmandengruppe einen Choral anstimmte. Ich mußte die Melodie allein singen. Alle Jungen sangen den Baß.

Man nahm sich reichlich Zeit in der Kirche. Die Abkündigungen nach der Predigt konnten sich in einer Landkirche ausweiten zu einer Orientierung über Christentum und Weltlage, Nachrichten aus der bedrängten Kirche in der Sowjetunion, Neuigkeiten von den estnischen Missionaren in Ostafrika und China usw. Alles auf Grund der großen Geldknappheit und weil nur wenige sich eine Zeitung leisten konnten.

Leer war es, wenn während des Winters auf den vordersten Bänken nicht eine Reihe von Konfirmanden zu sehen war. In Roslep war das der Fall, aber das war eine Ausnahme, ein Hauch von Schweden, wo die Konfirmanden dasaßen als lebendige Ermahnung für die Gemeinde, wirklich im Kirchengebet zu bitten: „Denk in Gnaden an die, die sich nun auf ihren ersten Abendmahlsgang vorbereiten.“

Auf Grund dessen, daß in Estland die Pastoren so dünn gesät waren, hatten die Konfirmanden so lange Wege, daß es nicht möglich war, sie jeden Tag nach Hause gehen zu lassen, sondern sie wohnten in der sog. Lehrstube im Pastorat, wo sie sich ihre Mahlzeiten selbst zubereiteten. Pastor und Küster halfen einander, sie täglich vier bis sechs Stunden während drei oder vier Wochen zu unterrichten. Jungen und Mädchen wurden getrennt zu verschiedenen Zeiten gesammelt. Es war üblich, die Kinder am Sonnabend nach Hause gehen zu lassen, um sich zu verproviantieren, und sie Sonntagabend oder Montagmorgen zurückkommen zu lassen. Irgendeine Kirchenerfahrung wurde also den Konfirmanden nicht anerzogen. Andererseits gab der konzentrierte Unterricht oft die Möglichkeit zu wirklicher Wissensvermittlung und im besten Fall zu Abgeschlossenheit und Sammlung der Seelen, was nicht möglich gewesen wäre bei einem Unterricht, der sich über längere Zeit erstreckte.

Ich habe nach beiden Methoden Konfirmandenunterricht gehalten, in Rickholtz nach reichsschwedischem Brauch und im Nucköer Pastorat nach estnischem. Jede Methode hatte ihre Vorteile. Natürlich lernte man die Konfirmanden besser kennen, wenn sie im Pastorat wohnten. Es konnte indessen kaum etwas mit der Konfirmationsvorbereitung von Erwachsenen verglichen werden, eine Sache, die in den dreißiger Jahren sehr häufig war. Während und nach der Revolution waren viele unkonfirmiert geblieben, und als solche landeten sie außerhalb der Kirche. Das schien vielleicht etliche Jahre gutzugehen. Man brauchte nichts mit dem Pastor zu tun zu haben und sparte sich den Kirchenbeitrag. Aber dann verheira-

tete man sich, und die Kinder kamen zur Welt. Damit folgte gleichsam ein größerer Ernst und eine Lebensverantwortung. Sollten die Kinder als richtige Heiden aufwachsen? Wieder und wieder geschah es, daß ein junges säkularisiertes Paar sich diese Frage stellte. Gewöhnlich war es die Frau, die zum Pastor ging und ihn um Rat fragte. Und so entspann sich etwa folgendes Gespräch:

„Ja so, Ihr wollt Kinder getauft haben. Ja, das geht ja, wenn Ihr Eltern als Mitglieder in die Evangelisch-Lutherische Kirche eintretet.“

„Ja, aber nun ist das so, daß wir nicht kirchlich getraut sind.“

„Da könnt Ihr nicht ohne weiteres Kirchenmitglieder werden. Aber eine Trauung können wir ja vornehmen.“

„Jaha, aber sehen Sie, nun ist das so, daß wir nicht konfirmiert sind.“

„Das ist schon schlechter. Ohne konfirmiert zu sein, könnt Ihr nicht kirchlich getraut werden. Aber wir wollen am richtigen Ende anfangen und mit Konfirmandenunterricht beginnen.“

Und dann folgte etwas von dem besten, das der Pastorendienst in Estland zu bieten hatte. Und so widmete man einige Wochen lang Tag für Tag in aller Ruhe einige Stunden dem Gespräch, ging die christlichen Grundwahrheiten mit ein paar Menschen durch, die schon erprobt waren in den Wechselfällen des Lebens, in des Glückes Heimtücke, im Wert der Treue, und die begannen einzusehen, daß es nicht so einfach ist, sein Leben nach eigenem Geschmack zu ordnen. Nach vollendetem Unterricht wurde die Konfirmation gehalten, und die Neukonfirmierten nahmen zusammen mit der Gemeinde am nächsten Abendmahlsgang teil. Dann folgte Trauung und Kindtaufe, manchmal an ein und demselben Tag, und man fühlte sich manchmal fast wie Paulus in Philippi, da der Gefangenewächter und sein ganzes Haus zum Glauben kam und sich der Gemeinschaft der Gläubigen anschloß.

Die Kirche war eine vom Staat unabhängige Volkskirche. Daß sie als eine geschlossene Einheit mit bestimmten äußeren Grenzen existierte, war eine der Segnungen des Freikirchensystems. Das bedeutete keineswegs, daß die estnische Kirche den Typus eines kirchlichen Vereins hatte. Von den Einwohnern von Nuckö waren ungefähr 95 Prozent Kirchenmitglieder. Unter ihnen gab es sowohl warme wie laue, eifrige und träge, sowohl Menschen, die Christus bekannten, wie solche, die beim Teufel fluchten. Das Netz der Kirche enthielt, wie im Gleichnis des Heilandes, sowohl gute wie schlechte Fische, nur, daß wir Menschen uns enthalten sollten, eine Auswahl zu treffen, bis alles am Tag des Gerichts offenbart sein wird.

Bei Hochzeiten, Taufen und Beerdigungen herrschten ungefähr die gleichen Bräuche wie bei den Estlandschweden. Die Einladungen zu Taufe

und Hochzeit konnten wohl ein Problem sein. Sie verliefen selten ganz alkoholfrei, und wenn auch im besten Fall nichts Stärkeres als hausgebrautes Bier serviert wurde, so konnte auch dieses die Stimmung bis zur Tölpelhaftigkeit herunterziehen. Je schwächer das Bier, desto angenehmer die Stimmung und desto echter die Freude.

Ein schwedischer Kirchenvorsteher wurde einmal von mir in der Hapsaler Stadtkirche getraut. Die Braut war eine Estin aus der Gegend südlich von Hapsal, und darum fand die Trauung auf halbem Wege statt. Der stellvertretende schwedische Geschäftsführer hielt sich in der Gegend auf und wurde auch mit eingeladen. Als er sah, wie schön die Trauung war, bedauerte er, daß er nicht in Galauniform gekommen sei, sondern im Frack. Die Fahrt hinüber nach Nuckö wurde in einer Menge kleiner Motorboote gemacht, und am flachen Strande des Dorfes wartete eine Menge Wagen mit kleinen Nucköpferden, die ins Wasser hinausgefahren waren, das den Pferden teilweise bis zum Bauch stand. In der Stranddünung schaukelnd, näherten sich die tuckernden Boote den Pferden, die sich ein bißchen beunruhigten und die Ohren spitzten. Die Glöckchen klingelten und die Bandschleifen fielen von den Bogen hinunter ins Wasser. Ein Schimmel bockte, und das Salzwasser spritzte. Die Mädchen kreischten, als sie vom Boot in den Wagen gehoben wurden, und versuchten, im Leiterwagen zu stehen, um nicht naß zu werden. Die Sonne schien über das Bild, als die kleinen Wagen mit ihrer munteren Besatzung unter Geschnatter und vielem Schwanken wegen der Steine auf dem Grund, langsam kleiner werdend, auf die grüne Schafweide des Strandes zu verschwanden.

Im Hochzeitshaus gab es Simmelspiel und kultivierten Gesang, lustige Ansprachen und ungekünstelte Freude bei dieser Hochzeit, die ja ebenso schwedisch wie estnisch war. Und der Höhepunkt war, als sich der Minister nach seiner Ansprache an das Brautpaar zu seiner Verblüffung von sechs Paar kräftigen Armen ergriffen und unter schallenden Hurra-Rufen zur Stubendecke hochgeworfen fand.

Die feinste Hochzeit fand, wie ich mich erinnere, in rein estnischem Milieu in Sutlep statt. Da war eine Stimmung von stiller Andacht und Gebet bei der Trauung. Bei der Mahlzeit sangen wir Choräle und Lieder nach Herzenslust. Gegen Abend machte ich Miene, nach Hause aufzubrechen, aber davon wollten die Wirtsleute nichts hören. Man machte mit Strohbindeln mitten in der großen Stube auf dem geräumigen Fußboden ein Bett mit allen Kissen des Hauses in der Mitte. Die Hochzeitsgäste, achtzehn an der Zahl, lagerten sich auf dem Stroh in zwei Reihen mit den Köpfen zur Mitte. Aber für den Pastor wurde mit Laken und Decke ein Lager in einer Ecke des Raumes auf dem Fußboden gerichtet. Ich kann

nicht behaupten, daß man in der Nacht viel schlief, aber es war still und ruhig, nur die Kinder tappsten unablässig raus und rein in hochnotwendigen Angelegenheiten.

Das Kapitel über das estnische Kirchenleben würde unvollständig sein, wenn hier nicht etwas von dem Einsatz der Laien erwähnt würde. Auf 1,1 Millionen Einwohner und mit evangelischen Kirchenmitgliedern in praktisch allen Gemeinden hatte Estland, so groß wie Schweden südlich einer Linie Göteborg–Västervik, alles in allem ungefähr 150 evangelische Pastoren. Das bedeutete ein Pastor auf 7 300 Einwohner, während Schweden einen auf 2 300 hat. Ohne einen tatkräftigen Laieneinsatz wäre die Gemeindebetreuung undurchführbar gewesen. Dabei ist zu bemerken, daß praktisch alle Pastoren Personenstandsbeamte waren mit der Befugnis, die Partner in der obligatorischen bürgerlichen Ehe zusammenzuführen (worauf unmittelbar die kirchliche Trauung folgte), aber auch mit der Verpflichtung, einen Papierkrieg zu führen, der sich an Umfang und vielleicht auch hinsichtlich unpraktischer, theoretischer Anlage ungefähr mit dem Pfarramt eines schwedischen Pastors messen konnte.

Dazu kam die Verpflichtung zum rein kirchlichen Rechenschaftsbericht. Alle Kirchenversammlungsprotokolle sollten in Abschrift an das Domkapitel geschickt werden. Und die Pastoren schrieben mit der Hand, denn wer hätte sich eine Schreibmaschine leisten können? Eine ganz ausführliche Statistik über das gottesdienstliche Leben der Gemeinde, die Wirtschaftsführung und vieles andere mußte alljährlich eingesandt werden.

Als Helfer hatte der Pastor vor allem seinen Küster. Dieser hatte das Recht, Kinder zu taufen und Tote zu beerdigen, und die Verpflichtung, beim Konfirmandenunterricht zu helfen und besonders auch beim Kirchengesang und bei der Büroarbeit. Außerdem hatte der Küster oft selbst den Sonntagsgottesdienst zu halten in dem Gottesdienstraum der Gemeinde, wo der Pastor gerade keinen Dienst hatte, jedoch nicht mit Abendmahl.

In der Regel hatte eine größere Kapelle ihren eigenen Küster, der die Orgel spielte, wenn der Pastor Gottesdienst in der Kapelle hielt. An den übrigen Sonntagen hielt er den Gottesdienst selbst. Manche Küster lasen ihre Predigt aus der Postille, andere legten den Text selbst aus. Einige waren reich ausgestattete Volksredner, und Estland hätte nicht zu dieser sündigen Welt gehört, wenn nicht der Küster, der ein besserer Prediger als sein Pastor war, so etwas wie ein Problem werden konnte.

Bekannt und beliebt über ganz Estland war der Küster Mädasson, der von seinem Dienst Abschied nahm, um als freier Evangelist zu arbeiten. Manchmal hatten wir ihn in unserem Pastorat zu Gast, und ich fuhr mit ihm zusammen an den Abenden hinaus zu den Zusammenkünften in Häu-

sern und Bethhäusern. Ganz deutlich erinnere ich, wie er an einem stillen Abend, während der Schlitten leise unter den Sternen über den neugefallenen Schnee dahinglitt, über die schwere Leidenszeit für die Christenheit sprach, die bevorstehe und aus mancher Richtung schon begonnen habe. Auch in solcher Stunde war er voll Vertrauen. Irgend ein festes Einkommen hatte er nicht, sondern er lebte von Gaben. „Sieh, welche prächtige Walenki (russ. Filzstiefel) ich bekommen habe! Ich brauche nicht an den Beinen zu frieren. Und auch nicht an den Händen“, sagte er und zeigte seine Fausthandschuhe aus Schaffell mit der Wolle nach innen. „Ich habe alles, was ich brauche. Keinen Pfennig habe ich auf der Bank, aber ich bekomme auf jeden Fall einen Sarg, wenn ich sterbe. Das hat Gott versprochen.“

An einem Spätsommertag saß er im Pastorat und plauderte munter wie gewöhnlich. Plötzlich schwieg er still, und es war, als ob eine Wolke über sein schimmerndes weißes Haar und seinen Bart hinwegzog. Ich folgte seinem betrübteten Blick. Der war auf einen Stachelbeerbusch draußen gerichtet. „Ja“, sagte er erklärend, „ich hatte ja auch einmal Stachelbeeren in meinem Küstergarten.“ Ich glaubte, daß er die Geborgenheit seines Hauses vermisse. Aber sein Kummer galt etwas anderem:

„Stachelbeeren“, sagte er, „waren reichlich da für unseren Haushalt, und wir ließen Beeren übrig an den Büschen. Denk, wie schlecht! Es hätte sicher jemand gegeben, der froh gewesen wäre, wenn er hätte kommen und sie pflücken dürfen. Warum sagte ich nichts zu irgendeinem armen Menschen, als ich Beerenbüsche hatte. Nun ist es zu spät.“

Er machte sich Sorgen um versäumte Gelegenheiten. Vielleicht empfand er auch den Mangel der Besitzlosen, nichts Materielles zu haben, um es weggeben zu können. Aber wenn auch ein Armer nach irdischer Ansicht, so war der Betbruder Mädasson einer, der viele reichmachen konnte.

Der Kirchenvorstand hatte eine sehr feste Stellung im Bewußtsein des Kirchenvolkes. Das war nicht leere Symbolik, wenn bei jeder Pastorenamtseinführung die Kirchenältesten sich wie ein äußerer Ring von Assistenten um die Geistlichen stellte. (Nebenbei gesagt, sah mein Vater, der Bischof von Skara war, dies bei meiner Amtseinführung in Nuckö und führte die Sitte im Bistum Skara ein, wo es sich nun eingebürgert zu haben scheint.) Von diesen Männern hing es ab, menschlich gesprochen, ob der Pastor sein Gehalt bekommen würde und die Kirche ihre Instandhaltung. Sie zogen den Kirchenbeitrag ein, jeder in seinem Dorf, ein schwerer und nicht selten unangenehmer Auftrag. Sie waren in vielen Fällen bevollmächtigte „Täufer“, mit dem Recht, die Kindertaufe zu vollziehen, wenn es notwendig war. Diese Taufen galten nicht als Nottaufen und erforderten

infolgedessen keine Bestätigung durch den Pastor, sondern wurden nach den Angaben des Täufers ins Taufbuch eingetragen. Nicht selten war es der Kirchenälteste des Dorfes, der dem Bethaus vorstand und dort den Pastor willkommen hieß. Es wurde auch für seine Pflicht gehalten, während der Lehrzeiten die Aufsicht über die Konfirmanden zu führen und dem Pastor zu berichten, wenn ihr Lebenswandel Grund zur Beanstandung gab.

Was die Männer des Kirchenvorstandes bedeuteten, wurde deutlich, als die Gemeinden während der Sowjetbesetzung 1939–41 ohne Pastoren waren. Der Vorsitzende im Kirchenvorstand war immer ein Laie. In Nuckö ergriff der Vorsitzende, ein Fischer von etwa vierzig Jahren, die Initiative zum Predigtgottesdienst in der Gemeindekirche. Er selbst besaß keine Rednergabe, aber er rief einige fromme Männer zusammen, die zu predigen pflegten, und veranlaßte sie, mit vereinten Kräften die Verantwortung für die Sonntagsgottesdienste in der Nucköer Kirche zu übernehmen.

Während der Kirchenverfolgungen dieses Jahrhunderts, sowohl 1918, 1940–41 wie nach 1944 hatte es sich gezeigt, daß neben den Pastoren auch die Küster und die Mitglieder des Kirchenvorstandes verfolgt wurden. In der Gemeinde Pühajõe im Nordosten Estlands wurden 1941 das Kirchenvorstandsmitglied Alfred Simm und seine Frau auf die gleiche bestialische Weise getötet. Sie wurden mit Petroleum übergossen und lebendig verbrannt.

Seit es den Eisernen Vorhang gibt, wurde alles noch undurchdringlicher. Etwa die Hälfte der estnischen Nation wurde in die Gruben und Sklavenlager deportiert. Was es nun noch an sichtbarem Kirchenleben gibt, ist schwer zu sagen.

Wie eine Vision einer verschwundenen, aber vielleicht doch einmal wiedererstehenden Welt sehe ich die lange Prozession, die bei der Versammlung der Evangelischen Kirche in Estland in Reval (Tallinn) zusammengekommen war. An der Spitze, neben ausländischen Gästen, der Erzbischof in weißem Meßgewand mit violetterm Gürtel und schwarzem Umhang. In der rechten Hand hält er den Krummstab, angefertigt von einem blinden Holzschnitzer in Schweden und von Nathan Söderblom als Geschenk überreicht bei der Weihe des ersten estnischen Bischofs. Danach kommt der lange Zug der Pastoren im fußlangen Lutherrock mit dem Barett auf dem Kopf und dem Silberkreuz auf der Brust. Und dann die Küster und die Laienvertreter vom ganzen Land, meistens ehrwürdige Bauern und salzgegerbte Fischer. Der mächtige Gesang, der von der Prozession emporsteigt, ist durchaus so gut wie heute ein Männerchor. Der Zug schlängelt sich hinauf zum Domberg, vorbei am mächtigen Turm, dem „Kiek-in-de-Kök“, und wird von der griechisch-orthodoxen Ka-

thedrale mit dem Läuten einer von Europas größten Kirchenglocken begrüßt, daß der Erdboden erzittert. Er zieht in die evangelische Domkirche ein, wo ein Festgottesdienst beginnt. Vorne im Chor sitzen der Reichspräsident und einige Minister, der griechisch-orthodoxe Metropolit im fußlangen schwarzen Talar und weißer Tiara und einige ausländische Gäste. Von der Orgelepore erklingt eine Orgelkomposition eines estnischen Meisters (wenn ich mich recht erinnere, Tobias) über den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“. War es nicht manchmal allzu gewagt, wenn der Donner der Pauken und das Geschmetter der Trompeten unter dem ehrwürdigen Gewölbe des Domes tobten, als ob es drohenden Trotz und lärmenden Übermut auszudrücken gelte? Als die Komposition schließlich in des selben Chorals breite, tiefe Flut mündete und die ganze Kirche, gefüllt mit mächtigen Bässen und klingenden Tenören, in den Gesang einstimmte, da verstand man die Absicht besser. Selig ist das Volk, das weiß, was Jubel ist, sagt die Schrift. Aber dieses Volk ist ein Volk von Bekennern und Märtyrern.

Unauslöschlich im Gedächtnis steht mir der Abschluß dieser Kirchenversammlung durch den Abendmahlsgottesdienst in der Domkirche. Am Altar stand der Bischof allein und bediente mit Wort und Sakrament die große Schar von Pastoren und Laienvertretern. Müde, wie er sein mußte, nachdem er alle Verhandlungen geleitet hatte, mußte es seine ganze Kraft gekostet haben, diesen großen Abendmahlsgang abzuhalten. Er stand da wie ein Bild zum Grundsatz in der Kirche Christi: „Der, welcher der größte unter Euch ist, soll aller Diener sein.“

Das Schloß sollen sie ruhig stürmen, der Teufel mit seinem Anhang. Aber laß sie nur stürmen, sie sollen dabei etwas finden, was ihnen den Schweiß heraustreiben soll, und es dennoch nicht gewinnen; denn das Wort ist wie ein Fels, wie Christus es nennt, der nicht zu erstürmen ist. So laßt uns erleiden, was auf uns zukommt! So können wir erfahren, daß Gott uns beistehen, uns gegen diesen Feind und allen seinen Anhang schützen und schirmen will.

Martin Luther